

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Nooteboom, Cees

Licht überall

Gedichte

Aus dem Niederländischen von Ard Posthuma

© Suhrkamp Verlag

978-3-518-42391-2

SV

Cees Nooteboom

Licht überall

Gedichte

Aus dem Niederländischen
von Ard Posthuma

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem
Titel *Licht overal* bei Uitgeverij De Bezige Bij, Amsterdam.

Erste Auflage 2013

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2013

© 2012 Cees Nooteboom

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner
Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42391-2

Licht überall

Doch was dich entkräftet und verwirrt
niemand zu sein und nirgends
und dann noch jemand zu sein und hier

Lucebert, aus *Berceuse*

Licht überall

Wegzehrung

Und an jenem Nachmittag ließen sie die Welt zurück.
Am Wegrand Spinifex, Tiere mit blumenähnlichen
Namen. Die Sonne war jemand, der ihnen entgegenfuhr,
erst in der Dämmerung ließ ihr Wille nach,
der Weg schlich aus dem Spiegel, ein vergangenes Gefühl.

Jetzt würden sie einen Schlafplatz finden,
ihre nackten Körper in einem Raum
aufrichten ohne jeglichen Halt.
Alles selbst erdacht, einsam
wie der Anfang von etwas, Gespräch
in einer noch nicht vorhandenen Sprache.

Ein Zimmer füllen mit Dasein,
Gesten, Stimmen, Fragen.
Als sähe man zum ersten Mal einen Engel
und weiß, daß es den nicht gibt,
die Flügel zerfranst, voll Staub und Schimmel,
seine Federn zu alt für den Flug.

So etwa war es, als der Abend fiel,
der Engel kämmte seine Haare,
ordnete seine Flügel, die er nicht
ausziehen konnte, und schlief
im einzigen Bett.

Abend

in memoriam Hugo Claus

Der blaue Stuhl auf der Terrasse, Kaffee, Abend,
die Euphorbia langend nach abwesenden Göttern,
voll Heimweh nach der Küste, alles ein Alphabet
geheimer Verlangen, dies ist sein
letztes Gesicht vor dem Dunkel,

der Flor in seinem Kopf. Er weiß:
verschwinden werden die Formen der Wörter,
in seinem Kelch nur noch der Satz,
die Linien nicht länger verbunden,

die früher Gedanken waren.
Hierher kommt kein Wort mehr,
das wahr ist. Zermalmte Grammatik,
bewegte Bilder ohne Brücke,

vom Wind das Geräusch,
doch nicht länger der Name,
jemand hat es gesagt
und der Tod lag auf dem Tisch,

ein träger Diener, wartend
im Flur, dumm lächelnd,
in seiner Zeitung blättern
mit den verrückten Berichten.

Dies alles weiß er, die Euphorbia,
der blaue Stuhl, der Kaffee auf der Terrasse,
die Nacht, die ihn langsam einhüllt
und dann mit ihm wegschwimmt,
ein sanftmütiges Tier

mit seinem Raub.

Figur

Die Blume des Hibiskus währt nur einen Tag,
Stern aus kurzlebigen Feuer im Wechselspiel
von Garten und Himmel, der Mann dort ein Körper,
der sich wehrt, wie jede Blume.

Was er nicht weiß: wie wahr das alles ist.
Ist diese Figur denn echt,
die da sitzt im letzten Schein der Sterne
und die Blume nicht sieht, sich verbrennt
am kalten Licht und im befristeten
Morgen Blumen aufliest vom
schwarzen Boden und der Gewalt
des Sonnenlichts weicht?

Der Sinn der Trauer, die in ihm wuchert,
gedenkt eines Freundes, einer Freundschaft,
die ihr Maß verliert
in so viel Vergehen.

Was sitzt nun da: ein Mann oder ein Gedicht?

Der Postmann im gelben Hemd radelt zum Zaun,
bringt Welt, gibt seinen Brief ab,
einem Lebenden, weiß nichts von Trauer oder Seele.
Er sieht die roten Blumen am Boden,
sagt: es wird heiß heute,
verschwindet dann ins Licht

und dieses Gedicht.

Trixy

Unwirtliches Volk, die Menschen.
Alles will erobert werden,
keine tausend Buddhas drehen den Fluß um,
der Stein in der Mitte bleibt ungeschliffen.

Lern von der Kohlmeise.
Was heißt das nun wieder?
In der Hecke, bei zehn Grad minus,
werkelt sie von morgens bis abends, sucht etwas Kleines.

In der Ferne sehe ich die Welt,
im Winkel, hinter dem Auto,
Musik von großer Passion
kehrt den Straßendreck zusammen.

Es heißt hier allein oder aber.
Wehe denen, die die meisten Worte haben.
Sie stehen knietief in der Nacht,
ihr Gesichtsbuch voller Namen
und Schimmel.

Im Stall sind dreizehn Geißlein geboren.
Trixy bellt, vor sich einen Schimmer von Weiß.

Penobscot

Grau, in jeder Form der Erinnerung,
das Segelboot, der jähzornige Segler,
das Admiralshaus, Farbe Vanille,
Tomaten, die eingelegt werden sollten,
mint julep, Leben in einem Dereinst
von Fragmenten.

Sturm, der Nachbar ein Dichter,
Seemann ohne See, doch mit nautischen Reimen,
Altland mit französischen Namen, die Bäume gekrümmt
von nördlichem Wissen, Erinnerung, Indianer,
Pelzjäger, Worte geborgen
aus antiken Bordellen.

Altsein ist tödlich. Jetzt aufs neue:
der Herbst, der dem Schnee vorangeht,
das Bild ohne Farben,
das Gedicht ohne Reim, das goldene Ei,
das in die Gans verschwindet, ohne eine
Spur,

Arie aus Eis und aus Hagel,
Firmament extremer Kälte,
Geschichten erfunden und verworfen,
in denen der Segler ertrinkt
in einem erinnerten Winter
und existiert als Gedicht,

doch der letzte Gedanke ist an die,
die verschwand, die Frau,
um die alles kreiste, Segler, Bucht
und Dichter. Der Himmel um all das herum
ist die höchste Erfindung, ein Leben,
das da ist und für immer

dahin.

Verbannter

Landungsbrücke, das Schiff, das wegfährt
über flüssiges Glas.

Jetzt bin ich allein mit Chong Er,
die Aussicht einer Ebene,
meine Freunde Klausner in den Hügeln,
Männer, schon fast aus Stein.
Dunkel bleibe ich von jetzt an,
weit von den weißen Hirschen,
die wir ritten in Feldern von Wolken
und Nebel.

Zwischen dem Jetzt und dem Tod
eine Zeit für Gedanken, von niemand
geschrieben, Scham auf einer Tafel,
mit weißer Kreide, mein Name befreit
von seinen Buchstaben, leer
wie ein Klang.

Elfenbein und Juwelen,
das alles kannte ich, mein Schatten
verschwindet in einer Falte der Zeit,
nichts lasse ich zurück, verriegen
zwischen dem Staub der Tage
teile ich das Schicksal von Steinen und Muscheln,

ein Prinz ohne Worte
in einem Gewebe
gesponnen aus nichts.

Nacht

Nachts, Wolkengebäuden entlang,
und eine letzte Terrasse aus Mondlicht,
der Traum verbotener Reisen,
ein Tor, für immer verschlossen,
nun halb offen, die Gefahr eines anderen
Lebens, ein Gedicht

von einem verkehrten Dasein,
wo der Tod keine Sense hat,
ein Freier auf goldenen Hufen,
der deine Brüste streichelt
und den Teppich der Sterne ausrollt
für dich, um zu schlafen,

Licht überall, bis auf die Zähne
des Raubtiers, auf die Nägel
des Mörders und das glänzende Messer,
das das letzte Wort schreibt,
Feuer, und dann mit deinen Augen von niemand
sehen ohne jemals ein Ende,

sehen, wer du warst.

Es

Ein Gedicht hat das andere gefressen.
Jetzt singt es in einem Chor, der sich langsam nähert.
Wie viele Gestalten hat das Ersinnen bekommen,
wer, der nicht da ist, steht bei der Hecke im Garten?

Nimm den Hügel mitsamt seinen Bäumen.
Du kennst den Pfad dahinter, weißt, wo die Salzkiste steht.
Bei den Spuren des großen Traktors
wohnt der Fuchs mit seiner Religion.

Alles sehen, nichts verstehen, das Motto des Malers.
Unverstanden die Bäume, mißverstanden der Hügel.
Der Fuchs hämmert seine Thesen ans Portal.
Im Nebel ist es still.

Die siebte These handelt vom Wunder
und dem Fall. Zähle die Sterne. Gib dem Postmann
die Zeit zurück. Frage den Fuchs,
was es ist, und warum.